



Heuschrecken-Plage im Westen. — Farmer von Wright Co., Iowa, versuchen durch das Verbrennen von feuchtem Stroh die Heuschrecken zu vertreiben. (S. 126)

Frank Leslie's Illustrated Zeitung.

537 Pearl Street, New-York.

Redakteur: Dr. Brandis.

„Frank Leslie's Illustrated Zeitung“

erscheint wöchentlich und ist von sämtlichen Zeitungshändlern in den Ver. Staaten zu beziehen. Die Nummer kostet 10 Cents. Von unserer Office aus versenden wir dieselbe bei Vorausbezahlung

drei Monate lang.....	\$1.00
sechs „.....	\$2.00
ein Jahr lang.....	\$4.00
fünf Exemplare ein Jahr lang an eine Adresse	\$15.00

FRANK LESLIE,

537 Pearl Str., New-York.

Der rothe Mann auf dem Kriegspfad.

Also doch ein Indianerkrieg, und dazu einer, der sehr erbittert und blutig zu werden verspricht, und dessen Ausweg keineswegs mit Sicherheit vorherbestimmen ist! So hätten denn die zahlreichen und eifrigen Bemühungen, die man seit Jahren anstellte, um die heißblütigen und stolzen Kinder der Wildniß in Zaum zu halten und ein leidliches Einvernehmen zwischen den Ver. Staaten und die ihnen „Mündeln“ zu erzielen, schließlich nichts gefruchtet! Die Anstrengungen der menschlichen Freundschaft, das begütigende Zureden der Friedens-Kommissionen, die Reise Red Cloud's und anderer Häuptlinge zu ihrem weisen „Vater“ in Washington, die Verträge, die Geschenke, die Jahresrenten — und die kürzlich den Mobocs erteilte blutige Kellion — alles ist vergeblich gewesen, und Tausende ergrimmt und rachsüchtiger Willen stehen bereit, es mit den Blafgesichtern aufzunehmen und sich mit „Stalps“ zu schmücken!

Für die große Masse der Einwohner der Ver. Staaten mag die Kunde von einem solchen Ausbruch von Feindseligkeiten kein sonderliches Interesse haben; denn längst vorüber sind die Zeiten, wo man in New-York, New-England und Pennsylvania sich rüstete, um Angriffe der Indianer abzuwehren. Das zeitungsliebende Publikum in den Städten des Ostens sucht höchstens die Nachschau, wenn ihm, wie alljährlich geschieht, die Wahr von bevorstehenden Indianer-Unruhen aufgetischt wird. Aber anders verhält sich die Sache an den Grenzen der Zivilisation! Dort hat die Nachricht, dass die Söhne der Wildniß aufs neue die Tomahawks schwingen, eine furchtbare Bedeutung. Die Hinterwälder sehen sich plötzlich mit den Ihrigen in ihren Blockhäusern bedroht und treffen entweder eiligt Anstalten, sich gegen einen Ueberfall zu verteidigen, oder flüchten nach den nächsten Militärposten, während die schwachen Scharen der Ver. Staaten Truppen, welche diese besetzt halten, in Aufregung gerathen und sich bereit halten müssen, dem an Zahl überlegenen Feinde die Spitze zu bieten, oder ihn tagelang zu verfolgen, um ihm die gestohlene Beute wieder abzunehmen.

Diesmal aber lautet die Nachricht ernsthaft genug, um ein allgemeines Interesse für den bevorstehenden Kampf zu erwecken. Kriegerscharen der Cheyenne, Arapahos und anderer Stämme der wilden Sioux-Nation haben seit Wochen ihre Reservation im Territorium Dakota verlassen und sich auf den Kriegspfad begeben; zu ihnen sind junge Indianer aus den verschiedenen Agenturen am Missouri River gestoßen. Die Zahl der empörten Wilden beläuft sich auf mehrere tausend, welche nicht nur den Anordnungen der Ver. Staaten Behörden Trotz bieten, sondern auch den betreffenden Regierungsbeamten der Indianer-Angelegenheiten persönlich lebrohten und die weißen Ansiedlungen zu verwüsten begannen. Der letzterwähnte Beamte sah sich daher gezwungen, da keine Vorstellungen etwas halfen, militärische Hilfe zu requiriren, und das Kriegsdepartement hat demgemäß bereits die nöthigen Ordres erlassen; allein die verfügbare Truppenmacht in jener Gegend ist, wie gesagt, nicht bedeutend, und wenn auch nicht daran zu zweifeln ist, dass die Macht und Zivilisation der Ver. Staaten die Oberhand über rohe, undisziplinierte Tapferkeit behalten wird, so mag doch manches Opfer an Menschenleben erfordert werden, um zu diesem Ziel zu gelangen; abgesehen von den schweren Kosten, die mit einem Indianerkrieg, wie bitter Erfahrung gelehrt hat, unzertrennlich verknüpft sind.

Wenn aber das, was man sich über die Ursachen der Widerpenstigkeit und Unzufriedenheit der Rothhäute erzählt, thatsächlich begründet ist, so würden die Ver. Staaten durch den bevorstehenden Kampf noch einen weit schwerer wiegenden Verlust erleiden: sie würden feierlich gegebene Zusagen gebrochen haben und dadurch ihren guten Ruf und ihre Nationallehre in einer Weise schädigen, die nicht wieder gut zu machen wäre. Es verhält sich damit angeblich wie folgt:

Am Schluss des großen Sioux-Krieges im Jahre 1867, der die Regierung 30 Millionen Dollars und eine große Anzahl weißer Personen kostete, während nur 16 Indianer getödtet worden waren, wurde durch die sogenannte „Friedens-Kommission“ ein Friede geschlossen, und ihm folgte im Jahre 1868 ein Vertrag, der von den Vertretern der sämtlichen Stämme der Sioux unterzeichnet wurde. Dieser Vertrag räumte ihnen einen ungeheuren Landstrich von 25,000,000 Acker in Dakota, der sich vom Missourifluss westwärts erstreckt, als eine Reservation ein.

In den entlegenen Theil der Reservation, das sogenannte „Land der schwarzen Hügel“, hat nie ein Weißer den Fuß gesetzt, aber seit einiger Zeit sind seltsame Gerüchte über dieses Land unter den Ansiedlern verbreitet; es sei, sagt man, ein Land voller Minen, ein wahres Eldorado, und alsbald regten sich Gelfüste, sich durch den Augenschein von dem Grund dieser Sagen zu überzeugen.

Vor einigen Wochen nun ist General Gustar, dem man nachrühmt, dass er von allen Offizieren der Vereinigten Staaten Armeen sich am meisten auf den Indianer-Krieg versteht, von seinem Hauptquartier in Nebraska aus an der Spitze einer wohlbewaffneten und sorgfältig ausgerüsteten Expedition aufgebrochen, angeblich zu dem Zweck, das oben

erwähnte Land der „Black Hills“ zu erforschen. Die Sioux erhielten von diesem Unternehmen Wind und scharten sich in einer Stärke von 5000 Mann zusammen, um, wie sie erklären, das Vordringen der Truppen in ein Gebiet zu verhindern, das ihr Eigentum ist. Sie sollen über diesen Vertragsbruch wüthend sein und beschloffen haben, sich auf das Hartnäckigste der Expedition, die ein gewisses Geheimniß umgibt, zu widersetzen. Mit Spannung sieht man dem weiteren Verlauf entgegen.

Neue Arten von Verbrechen.

Kindraub in Philadelphia. — Ein knabenhafter Mörder in Boston.

Allgemeines Aufsehen und tiefen Abscheu hat ein in Philadelphia erfolgter Kindraub erregt. Entführung von Kindern sind zwar schon früher vorgekommen; aber dies ist das erste Mal, dass Eltern ihrer Sproßlinge eigens zu dem Zweck beraubt wurden, um von ihnen für die Zurückgabe ihrer Lieblings-Geld zu erpressen.

In Boston hat man ein Knaben, namens Pomeroy, zur Haft gebracht, der in seiner Jugend seine Gespielen zu solten pflegte und nachdem er die'ses Geläst wiederholt befriedigt, wurde er schließlich ertappt und einer Verhaftung anstatt überwiesen, um darin bis zu seiner Mündigkeit zu verbleiben. Leider wurde er bald wieder entlassen und benutzte er die wiedererlangte Freiheit, um seinen frühern grausamen Zeitvertreib neuerdings zu verfolgen. Jetzt hat sich herausgestellt, dass er vor einigen Monaten auch einen gräßlichen Mord an einem kleinen Mädchen verübte.

Beide Fälle haben aber noch ein weiteres und allgemeines Interesse. Sie zeigen deutlich, dass das in unseren Städten obwaltende System, Verbrechen anzuspüren, äußerst mangelhaft ist. Der von dem Knaben Pomeroy begangene Mord wurde durch einen bloßen Zufall entdeckt; Arbeiter fanden bei einem Neubau die verstümmelten Ueberreste des Kindes, das vor einiger Zeit auf räthselhafte Weise verschwunden war, und erst das Geständniß des Mörders beseitigte alle Zweifel bezüglich der Art und Weise, wie das kleine Mädchen um sein Leben kam.

Wenn diese Thatfache, wie so manche andere, der bostoner Polizei nicht zum Ruhm gereicht, so bleibt es ein Räthsel und eine Schmach für die „Detektives“ in Philadelphia, dass es ihnen bis heute noch nicht gelungen ist, der Urheber des Kindesraubes habhaft zu werden und sie der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern. Seit Wochen unterhandelt der bekümmerte Vater durch Zeitungs-Annoncen mit der Bande, die ihm sein Kind gestohlen hat, und doch hat die hierdurch unzweifelhaft gegebenen Spuren zu benutzen, die Polizei bis jetzt verabsäumt.

Aus dem Walde.

Von Paul Ripper.

Die stille graue Föhne,
Die Blätter hüften saft,
Der Hirsch hat seine Hühne
Zum Waldbrand schon gebracht
Freilichgrath.

Im Osten erscheinen die ersten lichten Streifen, die den nahenden Tag verkünden, — er naht und langsam entsiegt die rothe Sonne dem dunklen Schos. Die Nebel der Waldgründe und Wiesen schweben in phantastischen Gestalten in Wogen und Säulen über der Erde und die Lerche singt noch halb im Schlafe in ihrem Bett auf kühler Erde die ersten Töne ihres Morgengelanges. Die Thautropfen blitzen und funkeln an den Spigen der Blätter und Gräser.

Tiefe, lautlose Stille ringsum, wie wenn der Geist in der Natur sich selbst belauschte. Da! horch! dumpf grollend, wie das Brüllen eines zornigen Thieres, durchbebt die Stille der Schrei des Brunnshühners. Er fordert, von Eiferstich getrieben, Nebenbuhler auf, ihm nicht in das Reich seiner Rechte zu treten, wenn sie es nicht blutig büßen wollen, und schlägt mit der gewaltigen Wucht seines Geweihs gegen die Fämme.

Langsam, äsend, sichernd zieht das Wild dem Hochwald zu, möglichst lange in den Vorhölzern verweilend, — während der Hirsch stets bedacht ist, sein Rudel, sein Serrail durch Zusammenstreben auf einen Haufen zu halten. Ein altes Thier mit Rälchen und zwei Schmalhütern bilden den kleinen Harem des Sultans. Doch was ist's? Ist es das Echo? Da tönt von drüben, dort wo die alten Buchen stehen, ebenfalls ein dumpfes Schreien. Ein Gegner, der den trotzig hingeworfenen Fehdehandschuh angenommen, naht, um dem liebebeglückten Sultan seine Rechte freitig zu machen.

In wüthendem Anlauf stürzen die beiden Gegner auf einander, dass laut schallend die Geweihe an einander schlagen. Jeder sucht dem Feinde die Spitze der „Augenprosse“ in den Leib zu stoßen. Die Kämpfer schieben sich hin und wieder, keiner vermag den andern zum Rückzug zu bewegen, weil die Kräfte ziemlich gleich sind.

Nachig steht das Wild dabei und sieht diesem Turnier zu, und auf die Waldböschung aus dem gegenüberliegenden Tannendickicht tritt ein Spießer und erwirbt im Sturm der Minne Sold, um den die älteren Hirsche Leib und Leben wagen.

Hin und her wagt der Streit, doch unser Kämpfer, der so ritterlich seine ehelichen Rechte vertheidigt, „der Uebermacht muß er erliegen“.

Ein Fehltritt und rüchlings stürzt er in jenen dunklen Teich, auf dessen Oberfläche die blauen Blätter und die hellrothen Blumen der Teichrose schwimmen, in jenen schwarzen, geheimnißvollen Spiegel, auf dessen Grunde die Wasserlilien ihr kristallenes Schloß bewohnen, von dem das Schilf am Ufer wispernd und flüstert.

Aber der Sturz reißt den Gegner mit hinab in die Tiefe — die Geweihe haben sich beim Kampfe so eng verflochten, dass keine Gewalt und Anstrengung im Stande ist, sie zu trennen.

In weiten Wellenkreisen wallt das Wasser zum Ufer und spritzt hoch auf von den gewaltigen Aufstößen des Ueberwältigten; aber sie sind unrettbar verloren! Sie drücken sich gegenseitig die Köpfe in's verderbbringende, erstickende Element.

Nach einige krampfhafteste Bewegungen, dann schließt sich das nasse Grab über den edlen Thieren und leise gurgelnd schlagen die letzten Wellenkreise an's schilfsumränzte Ufer.

Die zitternden Strahlen der Sonne spielen auf den falschen Blättern des Hochwaldes, und langsam zieht das Wild den hochgewölbten Hallen seiner Heimat zu.

Die ersten liebeathmenden Frühlingslieder der Sänger im sprossenden und grünen Walde sind verhallt, so manches hat sein trautes Lieb gefunden und mit ihm sein Heim gegründet — an lauschigen und geschützten Plätzchen.

Meister Reinhard lungert umher, einen Brosamen vom Tische seines Herrn für seine hungrige Brut zu erhalten; die jungen Rantvögel versuchen schon ihre Schwingen. Da erblickt auch das Hirschkalbchen zum ersten Mal die grüne Heimat.

Am heimlicher, stillerborgener Stätte, wenn thumlich nicht allzuweit von menschlicher Nähe, hat das Thier sein Lagerbett aufgeschlagen. Ein alter, ergrauter Fichtenstamm, dessen Zweige tief herababhängen auf den grünen Moosteppich, bietet eine herrliche Wohnung, oder ein Dichtort von jungen Buchen.

Wie besorgt, wie zärtlich, wie aufmerksam, wie hingebend ist die Mutter für ihr kleines hilfloses Kind!

Keinen Augenblick verläßt sie ihren Liebling, ihm häufig das Gefänge zur stärkenden Nahrung bietend. Und in der That ist diese Sorge, diese Aufmerksamkeit durchaus gerechtfertigt, denn das Kalbchen ist so unbehilflich in den ersten Tagen seines Daseins, dass ohne die schützende Aufsicht der Mutter der Fuchs oder bestes Raubgezücht dem jungen Leben sehr bald ein blutiges Ende bereiten würden.

Aber das anfängliche schwankende Stehen, das taumelnde Gehen macht bald einer festen und kräftigen Bewegung Platz und nach einigen Tagen vermag das Kalbchen dem Thiere zu folgen und zwar in schnellster Gangart, wenigstens so, dass ein Mann in vollem Laufe nicht im Stande ist, es zu erreichen.

Ein Rudel alter Thiere hat sich zusammengefunden, einige junge geringere Hirsche vertrauen sich der erfahrenen Leitung des Althiers an, und so beginnt denn ein lustiges, gemüthliches Familienleben.

Bei dem geringsten Anzeichen von Gefahr gibt die Mutter dem Kinde ein Zeichen entweder durch Aufschlagen auf die Erde mit dem Laufe, oder durch die Stimme, und dies drückt sich sofort hinter den ersten besten Gegenstand, und die Fährung, welche mit der Umgebung so außerordentlich ähnelt, macht es dem Auge des Verfolgers leicht unsichtbar.

So vergeht der Sommer in rastender Aufmerksamkeit der Mutter für ihren Liebling, der lustig heranwächst an der nahrungspendenden Mutterbrust unter Spielen mit seinen Gefährten, bis der Herbst kommt. Dann fordert der gestrenge Papa seine Rechte, aber nur für Augenblicke vergisst das Thier sein Kalb, bis der Frühling kommt, wo dann ein junger Weltbürger die ganze Sorgfalt der Mutter wiederum in Anspruch nimmt.

Barry, der Bernhards-Hund.

Die moderne Zeit, welche die Alpen durchbohrt oder die Schienen über sie hinweg führt, beginnt die alten Alpenstraßen brach zu legen; die Pässe im Hochgebirge fangen an zu veröden, und die Hospize, deren Ruhm einst über die Erde verbreitet war, so dass die Kinderbücher von ihnen erzählten, versinken mehr und mehr der Vergessenheit. Man hat keine Zeit mehr, an jene milden Stifungen zu denken, welche die Aufgabe hatten und noch haben, je nach ihren Mitteln jeden Reisenden, der es verlangt, unentgeltlich zu beherbergen, die Armen zu speisen und bei Schneestürmen durch Glockenläuten oder Ansenbung von Spärhunden Verirrte auf den rechten Weg zu leiten. Nicht alle Alpenpässe erfreuen sich dieser großen Wohlthat; man zählt wenig über ein Duzend Hospize, unter denen jene auf dem Mont-Cenis, dem großen und kleinen St. Bernhard, Simplon und Gotthard, über die Grimsel und den Lukmanier die bekanntesten sind. Auf dem Gotthard währt der Winter sieben, auf dem großen Bernhard gar neun Monate, und es gibt dort keinen Tag im Kalender, an dem es nicht schon in diesem oder jenem Jahrgang geschneit hätte.

Unter diesen Umständen ist es wahrlich kein leichtes, hier oben den Pflichten der Nächstenliebe Genüge zu leisten; die Klöster ruhen oben weißen keine fetten Pfründen auf, und schwere Pflichten ruhen auf den braven Augustiner-Chorherren, die auf dem Bernhard, Simplon und Mont-Cenis haften. Die Stiftung des Klosters auf dem großen St. Bernhard, dessen wir hier besonders gedenken wollen, erfolgte schon im Jahr 962 durch den heiligen Bernhard von Menthon, denn so früh bereits machte sich ein regelmäßiger Handelsverkehr zwischen beiden Abhängen der Alpen geltend. Nachdem die alten Gebäude durch eine Fenersbrunst verzehrt waren, wurde das gegenwärtige große Hospiz in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erbaut und mit zwölf Augustinern besetzt, denen sich eine Anzahl dienender Brüder, die berühmten Marconiers, angeschlossen. Die jungen Geistlichen, welche sich zum Dienst in diesen Klöstern entschließen, treten gewöhnlich schon mit dem zwanzigsten Lebensjahre ein und übernehmen die Verpflichtung, fünfzehn Jahre hier oben zu bleiben. Viele von ihnen erliegen vor der Zeit der Härte des Klimas und den Anstrengungen.

Jene einst so berühmten Hunde des St. Bernhard, die Bernhardiner, herrliche, große, langhaarige Thiere mit vorzüglichem Scharsinn, sind jetzt auch schon nicht mehr in der reinen ursprünglichen Rasse vorhanden, die durch viele Geschlechter hindurch sich im Hospiz fortpflanzte. In den Lavinenstürzen, in den oft bis zu 30 Fuß sich anhäufenden trockenen Schneepulvermassen sind viele umgekommen; eine verwandte Art, die Leonberger, vertritt statt ihrer den Dienst. Die Hunde sind, wie Tschudi schreibt, sehr fein auf die menschliche Fährte dressirt und durchstreifen freiwillig oft tagelang alle Schluchten und Wege des Gebirges. Finden sie einen Erstarren, so laufen sie auf dem kürzesten Wege nach dem Kloster zurück, bellen heftig und führen die bereiteten Mönche dem Unglücklichen zu. Treffen sie auf eine Lawine, so untersuchen sie, ob sie nicht die Spur eines Menschen finden, und wenn ihre feine Witterung ihnen davon Kenntniß gibt, machen sie sich sofort daran, den Verschütteten frei zu scharren, wobei ihnen die starken Klauen und die große Körperkraft zu statten kommen.

Unser heutiges Bild stellt einen dieser Hunde dar, und die Szene, welche es veranschaulicht, ist keineswegs ein Phantasiegebilde des Künstlers, sondern der Wirklichkeit entnommen. Es ist eine durch den unermüdet thätigen Hund Barry bewerkstelligte und völlig beglaubigte Lebensrettung. Barry brachte den von ihm aus dem Schnee hervorgegrabenen Knaben auf dem Rücken nach dem Kloster zurück, dort zog er an der Klingel der Pforte und übergab den Findling den Klosterbrüdern zur Pflege. Dann eilte er wieder hinaus in den Schneesturm, um auf's neue zu suchen.

Die Biennenzucht spielte in älterer Zeit eine weit bedeutendere Rolle als jetzt, und wenn man bedenkt, dass der Honig die Stelle des Zuckers zu vertreten hatte, so ist das auch ganz erklärlich. In alten Urkunden kommen Zinszahlungen an Klöster vor, welche einzig und allein in Wachs und Honig gelistet werden mussten. Karl der Große hatte auf allen seinen Weierhöfen einen starken Biennenzucht, und nach seinem Tode hob sich die Biennenzucht noch bedeutend. Nach dem sächsischen Recht stand auf die Entwendung eines freischendenden Biennestocks als Sühne der neunfache Ertrag, auf Entwendung eines eingeschlossenen aber die Todesstrafe.

— Das Ziel aller Erziehung ist die harmonische Ansbildung aller Seelenkräfte.